WO FRIEDEN WEGE FINDET

INTERRELIGIÖSES PILGERN

Auf der Route des Westfälischen Friedens
von Osnabrück nach Münster

2026 | 2027



Bildnachweis: pidae66/iStock

AKADEMIE FRANZ HITZE HAUS
KATHOLISCHE KIRCHE BISTUM MÜNSTER

Universität Münster

STADT MÜNSTER
Münster Marketing

Jüdische Gemeinde Münster

Islamisch-Theologische Fakultät

EV. ERWACHSENENBILDUNG
STEINFURT-COESFELD-BORKEN

Wo Frieden Wege findet

Interreligiöses Pilgern auf der Route des Westfälischen Friedens von Osnabrück nach Münster

Am Anfang eines Weges steht in der Tora ein besonderer Ruf Gottes an Abraham: Lech Lecha – „Geh für dich“, „Geh deinen Weg“ (Bereschit / 1. Mose 12,1).

Es ist eine Einladung, Vertrautes hinter sich zu lassen, sich auf Neues einzulassen und im Unterwegssein neue Erfahrungen zu machen.

Auch auf unserem gemeinsamen Pilgerweg geht es nicht nur darum, woher wir kommen, sondern auch darum, wohin wir miteinander gehen. Wir begegnen Menschen mit unterschiedlichen Glaubensüberzeugungen und Lebensgeschichten. Wir teilen ein Stück Weg, lassen uns aufeinander ein und nehmen etwas von der Wärme dieser Begegnungen mit – gerade jetzt, wenn die Tage kürzer und kälter werden.

Ein Psalm für unterwegs – Psalm 121

Einer der großen jüdischen Pilgerpsalmen ist Psalm 121. Er beginnt mit der Überschrift Schir LaMa'alot – „Ein Lied der Aufstiege“. Er gehört zu den Psalmen, die traditionell mit den Pilgerwegen nach Jerusalem verbunden werden.

Seine ersten Verse lauten:

אֶשָּׂא עֵינַי אֶל־הֶהָרִים מֵאַיִן יָבֹא עֶזְרִי׃

Esa enai el heharim, me'ajin jawo esri?

Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen – woher kommt mir Hilfe?

עֶזְרִי מֵעִם יְהוָה עֹשֵׂה שָׁמַיִם וָאָרֶץ׃

Esri me'im Adonaj, ose schamajim wa'arez.

Meine Hilfe kommt vom Ewigen, der Himmel und Erde gemacht hat.

Diese Frage ist bis heute aktuell: Woher kommt Hilfe, wenn es dunkel und kalt wird? Wenn der Weg schwierig erscheint oder wir nicht wissen, wie es weitergeht?

Für jüdische Menschen stellt sich diese Frage auch angesichts des Antisemitismus, den wir heute erleben: bei Ausgrenzung und Anfeindungen an unseren Universitäten, bei antisemitischer Hetze oder bei Feindseligkeiten im Alltag.

Der Psalm fordert uns nicht auf, vor den Schwierigkeiten die Augen zu verschließen. Im Gegenteil: Wir sollen den Blick heben und die Berge sehen, die vor uns liegen.

Doch unsere Hilfe kommt nicht von den Bergen selbst. Sie kommt vom Ewigen, der uns begleitet und behütet.

Und vielleicht können wir auf unserem gemeinsamen Pilgerweg auch etwas von dieser Hilfe erfahren: durch Menschen, die uns zuhören, die an unserer Seite gehen, die nicht wegsehen, wenn andere ausgegrenzt oder angefeindet werden.

Für mich gehört dazu gerade auch die Begegnung mit Menschen, die anders glauben als ich. Unsere unterschiedlichen religiösen Überzeugungen müssen uns nicht trennen. Sie können uns vielmehr ermutigen, einander beizustehen und Verantwortung füreinander zu übernehmen.

Ein weiterer Psalm erinnert uns daran, dass auch die kalte Jahreszeit ihren Platz in der Schöpfung hat. In Psalm 147,16 heißt es:

„Er gibt Schnee wie Wolle, streut Reif wie Asche."

Auch die Kälte hat ihre eigene Schönheit.

Doch wo Menschen einander mit Kälte begegnen, können wir Wärme schenken: durch Aufmerksamkeit, Mitgefühl und Solidarität.

Vielleicht ist das eine der wichtigsten Erfahrungen, die wir von unserem gemeinsamen Weg mitnehmen können.

Simone Pelikan

Psalm 121

[1] Ein Aufsteiggesang. – Zu den Bergen hebe ich meine Augen: woher wird meine Hilfe kommen?

[2] Meine Hilfe ist von IHM her, der Himmel und Erde gemacht hat.

[3] – Nimmer gebe deinen Fuß er dem Wanken, nimmer schlummre dein Hüter!

[4] – Wohl, nicht schlummert, nicht schläft er, der Hüter Jissraels.

[5] – ER ist dein Hüter, ER ist dein Schatten über deiner rechten Hand.

[6] Tags schlägt dich nicht die Sonne noch Mond bei Nacht.

[7] ER hütet dich vor allem Bösen, hütet deine Seele.

[8] ER hütet deine Ausfahrt und Heimkunft von jetzt an bis hin in die Zeit.

Die Verdeutschung der Schrift von
Martin Buber und Franz Rosenzweig (1929)



Simone Pelikan



Auf verwundetem Boden wächst Hoffnung

Eine Mohnblume. Leuchtend rot, zart und zerbrechlich. Ein Windstoß genügt, um ihre Blütenblätter fortzutragen. Und doch wächst sie gerade dort, wo die Erde aufgerissen und verwüstet wurde.

Wie diese unscheinbare Blume zu einem Zeichen des Erinnerns an Krieg und Gewalt wurde, erzählt eine bewegende Geschichte.

Im Frühjahr 1915, mitten im Ersten Weltkrieg, sind die Felder Flanderns von Granaten zerfurcht. Ganze Landstriche liegen verwüstet, Tausende Menschen verlieren ihr Leben. Überall werden Gräber ausgehoben.

Inmitten dieses Grauens arbeitet der kanadische Arzt John McCrae. Tag für Tag erlebt er das Sterben junger Männer, denen er trotz aller medizinischen Bemühungen nicht mehr helfen kann.

Am 2. Mai 1915 fällt sein Freund Alexis Helmer. McCrae ist tief erschüttert. Und dann nimmt er etwas wahr, das in einem beinahe unerträglichen Gegensatz zu all dem Grauen steht:

Zwischen den frisch aufgeworfenen Gräbern blühen rote Mohnblumen.

Am folgenden Tag schreibt er sein berühmt gewordenes Gedicht *In Flanders Fields* – „Auf Flanderns Feldern".

Die Mohnblume wird zu einem Bild für die Zerbrechlichkeit menschlichen Lebens und für die Erinnerung an die Gefallenen. Nach dem Krieg entwickelt sie sich zu einem weithin bekannten Gedenkzeichen. Bis heute tragen Menschen vor allem in Großbritannien und Kanada im November eine rote Mohnblume.

Doch dieses Zeichen hat auch eine spannungsreiche Geschichte. McCraes Gedicht enthält neben der Trauer einen Aufruf, den Kampf der Gefallenen fortzusetzen. Erinnerung kann verbinden, aber auch alte Gegensätze bewahren.

Damit stehen wir vor einer Frage, die weit über die Geschichte der Mohnblume hinausreicht:

Woraufhin erinnern wir uns und was erwächst aus unserer Erinnerung?

Die Toten der Kriege haben unterschiedliche Sprachen gesprochen. Sie gehörten verschiedenen Nationen und Religionen an. Sie hatten eigene Lebensgeschichten, Hoffnungen und Menschen, die sie liebten und von denen sie geliebt wurden.

Ihre Überzeugungen waren verschieden. Ihre Verletzlichkeit war dieselbe.

Die Trauer um einen geliebten Menschen kennt keine nationalen oder religiösen Grenzen.

Die Mohnblume fragt nicht, auf welcher Seite ein Mensch gestorben ist. Sie erinnert uns an die unveräußerliche Würde jedes Menschen. Jedes menschliche Leben ist ein Geschenk, einzigartig, kostbar und unersetzlich. Sein Wert bemisst sich nicht an Herkunft, Religion oder Zugehörigkeit. Kein Mensch verliert seine Würde dadurch, dass andere ihn zum Feind erklären.

Darin liegt eine Aufgabe für unsere Erinnerungskultur: den Toten die Treue zu halten, ohne die Feindschaften fortzuführen, denen sie zum Opfer gefallen sind.

Wir können Kränze niederlegen, Namen verlesen und Schweigeminuten halten und dennoch übersehen, wie heute Menschen ausgegrenzt, entwürdigt und zu Feinden erklärt werden.

Deshalb stellt sich für uns eine unbequeme Frage:

Was ist eine Erinnerung wert, die unser Handeln nicht verändert?

Erinnern verpflichtet. Nicht zur Schuld, sondern zur Verantwortung.

Wer der Toten gedenkt, darf die Lebenden nicht aus dem Blick verlieren. Wer an vergangenes Unrecht erinnert, muss auch gegenwärtiges Unrecht wahrnehmen.

Erinnerung muss unsere Aufmerksamkeit für die Verletzlichkeit anderer schärfen und unsere Bereitschaft stärken, ihrer Würde gerecht zu werden.

Schwerter zu Pflugscharen – die Verwandlung des Denkens

Der Monatsspruch aus der Jahreslosung 2026 führt uns im November zu einer der großen Friedensvisionen der Menschheit:

„Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spieße zu Sicheln. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.“

Nicht nur die Waffen sollen schweigen. Sie sollen verwandelt werden.

Aus einem Schwert, das Menschen verletzt und tötet, wird eine Pflugschar, die den Boden öffnet, damit neues Leben wachsen kann.

Das Metall bleibt. Aber seine Bestimmung verändert sich.

Aus einem Werkzeug des Todes wird ein Werkzeug des Lebens.

Der Prophet entwirft mehr als die Vorstellung einer Welt ohne Krieg. Er spricht von einer grundlegenden Veränderung menschlichen Zusammenlebens.

Krieg beginnt nicht erst mit Waffen, sondern hat seine Wurzeln oft dort, wo Misstrauen zu Feindschaft wird und Menschen anderen ihre gleiche Würde absprechen.

Solche Haltungen werden vermittelt, eingeübt und weitergegeben.

Wenn Menschen lernen können, andere zu Feinden zu machen, dann können sie umso mehr lernen, einander als Menschen zu begegnen und das gemeinsame Leben als anvertraut zu wagen.

Die Vision des Propheten Jesaja widerspricht der Vorstellung, Krieg und Gewalt seien unausweichlich. Sie vertraut darauf, dass Menschen Feindschaft überwinden und Frieden schaffen können.

Frieden – eine Hoffnung, die Religionen und Menschen verbindet

Die Sehnsucht nach Frieden ist allen Religionen gemeinsam.

Im Judentum ist *Schalom* weit mehr als das Schweigen der Waffen. Das Wort umfasst die Hoffnung auf Heilsein, Gerechtigkeit und ein Leben in gelingenden Beziehungen zwischen Menschen und vor Gott.

Im Christentum wird diese Hoffnung aufgenommen. Jesus preist die Menschen selig, die Frieden stiften (Matthäus 5,9). Frieden ist nicht nur Verheißung, sondern vor allem Aufgabe: im Umgang mit dem Nächsten, mit Fremden und selbst mit denen, die uns feindlich begegnen.

Im Islam ist *Salām*, Frieden, eng mit dem Glauben an Gott verbunden. *As-Salām*, „der Friede", ist einer der schönen Namen Gottes. Der Koran ruft zum Frieden auf (Sure 8,61) und sieht in der Verschiedenheit der Menschen eine Einladung, einander kennenzulernen (Sure 49,13). Frieden erwächst aus gegenseitiger Achtung, Gerechtigkeit und der Bereitschaft zur Begegnung.

Die Friedensvision Jesajas führt uns zu uns selbst.

Welche Schwerter tragen wir mit uns?

Es sind auch Worte, die verletzen. Vorurteile, die wir ungeprüft weitergeben. Urteile, mit denen wir andere Menschen festlegen. Unser Schweigen, wenn jemand herabgesetzt oder ausgegrenzt wird.

Nicht jedes Schwert besteht aus Eisen. Und nicht jede Pflugschar bearbeitet einen Acker.

Frieden beginnt auch mit einem Gespräch, mit dem Versuch, die Erfahrungen eines anderen Menschen zu verstehen, mit der Bereitschaft, die eigene Gewissheit zu hinterfragen.

Heute sind wir gemeinsam unterwegs. Menschen verschiedener Religionen und Weltanschauungen, mit unterschiedlichen Lebensgeschichten, Überzeugungen und Hoffnungen.

Eine Begegnung kann uns innerlich berühren und unseren Blick verändern. Wo wir einander zuhören, entdecken wir im Nächsten sein Menschsein mit seiner eigenen Geschichte, seinen Hoffnungen und Verletzungen.

Was auf verwundetem Boden wachsen kann

Kehren wir zurück zu den roten Mohnblumen auf den Schlachtfeldern Flanderns.

Sie blühen auf einer Erde, die von Krieg und Gewalt gezeichnet ist. Ihre zarten Blüten erinnern an Menschen, deren Leben unwiederbringlich verloren ging.

Die Pflugschar aus der Vision Jesajas öffnet die Erde. Doch sie reißt keine Wunden, sondern bereitet den Boden für neues Leben.

Die Mohnblume bewahrt die Erinnerung an die Opfer. Die Pflugschar verkörpert die Hoffnung, dass aus Werkzeugen der Gewalt Werkzeuge des Lebens werden können.

Segen

So lasst uns beten:

Mögest Du, unser Gott, unsere Augen öffnen für die Hoffnung, die selbst auf verwundetem Boden wachsen kann.

Mögest Du, unser Gott, uns ein aufmerksames Ohr, einen wachen Blick und ein weites Herz füreinander schenken.

Mögest Du, unser Gott, uns begleiten, dass unsere Schritte von Achtung getragen sind, unsere Worte dem Leben dienen und aus unsere Begegnungen Vertrauen wächst.

So segne und begleite uns, barmherziger und liebender Gott, auf unserem Weg. Amen.

Esther Brünenberg-Bußwolder

In Flanders Fields

(John McCrae)

In Flanders fields the poppies blow
Between the crosses, row on row,
That mark our place; and in the sky
The larks, still bravely singing, fly
Scarce heard amid the guns below.

We are the Dead. Short days ago
We lived, felt dawn, saw sunset glow,
Loved and were loved, and now we lie,
In Flanders fields.

Take up our quarrel with the foe:
To you from failing hands we throw
The torch; be yours to hold it high.
If ye break faith with us who die
We shall not sleep, though poppies grow
In Flanders fields.



Foto: Ludger Hiepel

Wir stehen hier an einem Ort mit einer Bank auf der „*Friedenshöhe*“ eingraviert ist.

In den biblischen Texten sowohl des Ersten wie des neuen Testaments sind Höhen und Berge bevorzugte Orte der Gottesnähe und Offenbarung.

Auf dem Berg Horeb erscheint Gott dem Mose im brennenden Dornbusch. Dort verheißt er ihm, die Israeliten in ein Land zu führen, in dem Milch und Honig fließen. Zugleich offenbart Gott seinen Namen: „*Ich bin, der ich bin.*“ (Ex 3,14)

Auch der Berg Zion hat in den prophetischen Schriften und den Psalmen eine besondere Bedeutung als Ort der Gegenwart Gottes.

Diese Bildwelt wird im Neuen Testament aufgenommen. Wenn Jesus in Einsamkeit betet, zieht er sich immer wieder auf einen Berg zurück. So heißt es im Matthäusevangelium: „*Und nachdem er die Volksmenge entlassen hatte, stieg er für sich allein auf den Berg, um zu beten; und als es Abend geworden war, war er allein dort.*“ (Mt 14,23)

Auch die Bergpredigt verortet Matthäus auf einem Berg. In den Seligpreisungen hören wir: „*Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Söhne und Töchter Gottes heißen.*“ (Mt 5,9)

So werden Frieden und Höhe miteinander verbunden wie auch an diesem Ort.

Doch was macht einen Menschen zu einem friedfertigen Menschen, dem Gottes innige Nähe zugesagt wird?

Zwei Verse aus den Psalmen mögen uns zum Nachdenken anregen. Verbunden sind sie durch ein eher überraschendes Verb: jagen, verfolgen.

Psalm 23, eines der schönsten Jubellieder der Bibel, beschreibt Gott als den guten Hirten, der den Menschen – die als Halbnomaden unterwegs waren – alles gibt, was sie zum Überleben brauchen. Am Ende des Psalms wird er eine wunderbare Zusage formuliert. Der Beter spricht mit Gewissheit: „*Fürwahr, Glück und Güte werden mich verfolgen.*“ (Ps 23,6)

Der Beter darf seinen Weg im Vertrauen gehen, weil Gott ihm zwei Begleiter mitgibt, die ihn verfolgen, die ihn jagen: Glück, als das Wissen, von Gott anerkannt und geliebt zu sein, und Güte als die Erfahrung, dass Gott das eigene Leben teilt und begleitet.

Nehmen wir Psalm 34 hinzu. Auf die Frage: Wer ist der Mensch, der ein glückliches Leben sucht? antwortet der Psalm: „*Der suche Frieden und jage ihm nach!*“ (Ps 34,15)

Wieder erscheint das starke Bild des Jagens.

Der Mensch, der Gottes Nähe sucht, soll bewusst, kraftvoll nach Frieden streben. Er soll Heilung, Versöhnung, in die Welt bringen. Selbst dann, wenn es Mut kostet und der Frieden vor uns wegzulaufen scheint. Eine leidenschaftliche Verfolgungsjagd nach

einem Zustand von Wohlergehen, Sicherheit, Gemeinschaft und Gerechtigkeit.

Das Verb jagen mag uns zunächst irritieren, darin liegt aber auch eine Botschaft.

Der von Gottes Anerkennung und Liebe gejagte Mensch wird eingeladen, seinerseits dem Frieden nachzujagen!

Vielleicht liegt darin die Zusage, die Kraft dazu zu haben!

Maria Kröger

Was bedeutet es für mich, dem Frieden nachzujagen?

Wo fällt es mir schwer, den ersten Schritt auf einen anderen Menschen zuzugehen?

Was gibt mir die Kraft, auch dann am Frieden festzuhalten, wenn er unerreichbar scheint?



Foto: Ludger Hiepel

In der Nähe der Natruper Mühle befindet sich eine Friedensstele aus Baumberger Sandstein, die am 25. November 2017 eingeweiht wurde. Das von der Familie Fascies gestiftete und vom Bildhauer Bernhard Schemann geschaffene Denkmal entstand auf Initiative von Hans-Günther Fascies, dem Sprecher des Arbeitskreises Westfälischer Friede-Weg des Westfälischen Heimatbundes.

Die Stele erinnert an zwei bedeutende Akteure der Verhandlungen zum Westfälischen Frieden: Fabio Chigi (1599–1667), der als päpstlicher Nuntius in Münster zwischen den katholischen Mächten vermittelte, gegen die kirchen- und religionsrechtlichen Bestimmungen des Friedensvertrags jedoch Protest erhob und 1655 als Alexander VII. zum Papst gewählt wurde, sowie Johan Axelsson Oxenstierna (1611–1657), der als schwedischer Hauptgesandter insbesondere in Osnabrück verhandelte und ein Sohn des schwedischen Reichskanzlers Axel Oxenstierna war.

Was geschieht, wenn religiöse Wahrheitsansprüche und politische Friedensbemühungen miteinander in Konflikt geraten?

Abgrenzung ist nicht unschuldig

ISLAMISMUS UND RECHTSPOPULISMUS

„Es gibt einen Satz, der nach jedem islamistischen Anschlag wie ein Reflex aus muslimischen Mündern kommt: „Das hat mit dem Islam nichts zu tun.“ Und es gibt einen Satz, der in den letzten Jahren in vergleichbarer Regelmäßigkeit aus christlichen und politischen Kreisen zu hören ist, wenn von der AfD die Rede ist: „Ein Christ kann diese Partei nicht wählen.“ Beide Sätze sind gut gemeint. Beide sollen Distanzierung signalisieren und Verantwortung abwehren. Und beide haben, so möchte ich zeigen, denselben strukturellen Defekt: Sie ersetzen die inhaltliche Auseinandersetzung durch einen Akt der Ausgrenzung. Sie wirken wie Antworten, sind aber Vermeidungen.

Beginnen wir bei der muslimischen Seite, die ich aus eigener theologischer Arbeit am besten kenne. Die Formel „Das hat nichts mit dem Islam zu tun“ wird typischerweise nach Gewalttaten ausgesprochen, die sich religiös legitimieren, nach einem islamistisch motivierten Anschlag oder einem Attentat. Sie hat zwei Adressaten: die nichtmuslimische Mehrheitsgesellschaft, die vor Pauschalverdacht geschützt werden soll, und die muslimische Gemeinschaft selbst, der dadurch eine kollektive Entlastung angeboten wird.

So verständlich der Reflex ist, so problematisch ist seine Logik. Erstens essenzialisiert er den Islam: Er behandelt ihn als ein zeitloses Wesen, das jenseits von Geschichte, Auslegung und Streit existiert. Doch der Islam ist – wie jede Religion – kein Wesen, sondern eine Tradition, die in konkreten historischen Auslegungen lebt.

Es gibt nicht den Islam, sondern unzählige Lesarten seiner Quellen, von liberalen über mystische bis hin zu extremistischen. Wer behauptet, eine bestimmte Lesart habe „nichts mit dem Islam zu tun“, maßt sich an, ein Deutungsmonopol zu besitzen, das er aus der Tradition selbst nicht ableiten kann.

Zweitens, und das wiegt schwerer, beendet die Formel die theologische Arbeit, bevor sie begonnen hat. Islamisten berufen sich auf Koranverse, auf Hadithe, auf gelehrte Autoritäten der eigenen Geschichte. Sie zitieren Sure 9 zur Bekämpfung der „Ungläubigen“, sie verweisen auf Gelehrte aus der Tradition wie Ibn Taymiyya (gest. 1328), sie konstruieren eine theologische Genealogie, die in der Tradition durchaus Anknüpfungspunkte findet. Wer ihnen nun entgegnet, dies habe „nichts mit dem Islam zu tun“, widerspricht ihnen nicht – er weicht ihnen aus. Er überlässt ihnen das gesamte Feld der religiösen Deutung und beschränkt sich selbst auf die Pose der Distanzierung. Dies gilt genauso für die Diskussion um den islamischen Antisemitismus. Auch dieser beruft sich auf Koran und Sunna (Tradition des Propheten Mohammeds).

Die Konsequenz ist verheerend. Die Islamisten können ungestört behaupten, sie und nur sie verkörperten den wahren Islam, weil ihnen niemand auf der Ebene der Argumente entgegentritt. Die mühsame Auseinandersetzung mit den problematischen Stellen der Tradition, mit Versen über Gewalt, mit historisch belasteten Auslegungen, mit der eigenen Geschichte religiös legitimierter Herrschaft – wird verweigert. Die muslimische Mehrheit, die in ihrer Praxis längst einen pluralen, friedlichen Islam lebt, hat keine theologische Sprache mehr für das, was sie tut. Sie kann ihre Gegner nicht widerlegen, sondern nur von sich weisen. Das ist zu wenig.

Hinzu kommt eine politische Dimension. Wenn Politik und Zivilgesellschaft die muslimische Reflexformel übernehmen, wenn sie aus Sorge vor antimuslimischem Rassismus jede

Auseinandersetzung mit problematischen religiösen Strömungen scheuen, dann verstärken sie genau jenes Vakuum, das die Islamisten brauchen. Sie geben ihnen einen Passierschein. Denn wo öffentliche Kritik schweigt, gilt das Schweigen als Zustimmung; und wo theologische Auseinandersetzung ausbleibt, bleibt das Feld den lautesten und einfachsten Stimmen überlassen.

„Die AfD hat nichts mit dem Christentum zu tun" – dasselbe Muster. Genau dieser Mechanismus wiederholt sich – unter anderen Vorzeichen, mit anderem Personal, in anderem politischen Kontext – in der gegenwärtigen Debatte um die AfD. Wenn christliche Würdenträger, Politikerinnen und Politiker sowie engagierte Bürgerinnen und Bürger heute erklären: „Ein Christ kann die AfD nicht wählen", dann ist die Absicht ehrenwert. Es soll markiert werden, dass völkisches Denken, kulturelle Exklusion, die Verachtung von Minderheiten mit dem christlichen Menschenbild unvereinbar sind. Und tatsächlich: Es lassen sich gute Gründe nennen, warum dies so ist. Doch die Form, in der diese Markierung erfolgt, ist nicht unschuldig. Sie folgt derselben Logik wie die muslimische Reflexformel: Sie schließt aus, anstatt zu widerlegen. Sie behauptet, ein bestimmter politischer Standpunkt habe mit dem Christentum „nichts zu tun" und beendet damit die Debatte, bevor sie inhaltlich geführt wird. Die Frage, was das Christentum konkret gegen die AfD-Positionen zu sagen hat, welches Menschenbild, welche Vorstellung von Würde, von Gerechtigkeit, von Schöpfung und Geschöpflichkeit dem entgegensteht, diese Frage wird gar nicht erst gestellt. An ihre Stelle tritt die schlichte Geste der Abgrenzung.

Auch hier ist der theologische Befund problematisch. Es gibt in den Reihen der AfD und ihrer Wählerschaft Menschen, die sich auf christliche Werte berufen – auf das „christliche Abendland", auf die Verteidigung einer christlich geprägten Kultur, auf die Familie als christliches Gut. Diese Berufung mag instrumentell sein, sie mag selektiv und verkürzt sein, sie mag in vielen Fällen mit dem Kern der

christlichen Botschaft nicht vereinbar sein, aber sie ist da. Und sie wird nicht widerlegt, wenn man ihr bloß entgegenhält, sie habe „nichts mit dem Christentum zu tun“. Sie wird widerlegt, wenn man aus dem Christentum selbst heraus zeigt, warum die Reduktion des Menschen auf seine Herkunft, warum die Sprache der Entwürdigung, warum völkisches Denken mit dem Glauben an einen Gott, der den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat, unvereinbar sind. Das ist eine andere, anstrengendere Arbeit als der schnelle Ausschluss. Sie verlangt, dass man die christlichen Quellen kennt und mit ihnen argumentiert. Sie verlangt, dass man die Bergpredigt ernst nimmt, die Feindesliebe nicht als rhetorische Floskel behandelt, die jüdische Erinnerung an das eigene Fremdlingsein im Lande Ägypten als Maßstab für den Umgang mit Fremden geltend macht. Sie verlangt, dass die Kirchen ihre eigene Sprache wiederfinden – jene Sprache, die nicht nur sagt, wogegen sie sind, sondern auch, wofür sie stehen. Und sie verlangt vor allem, dass man aufhört, die Frage „Darf ein Christ AfD wählen?“ als bereits entschieden zu behandeln und stattdessen die viel wichtigere Frage stellt: Welche christlichen Überzeugungen widersprechen welchen AfD-Positionen und auf welche Weise?

Damit sind wir beim eigentlichen Kern meines Arguments. Wenn Religionen ihre eigenen Extreme nicht inhaltlich bearbeiten, sondern nur durch Ausschlussgesten von sich weisen, entsteht ein doppeltes Vakuum: ein theologisches und ein politisches. Und in dieses Vakuum strömen genau jene Kräfte, die mit identitätspolitischer, emotional hoch aufgeladener Rhetorik die religiösen und kulturellen Symbole besetzen, die niemand sonst mehr verteidigt.

Auf der islamistischen Seite zeigt sich dies in einer eigentümlichen Asymmetrie. Die Islamisten arbeiten ununterbrochen mit dem Material der Tradition. Sie produzieren YouTube-Kanäle, TikTok-Clips, theologische Traktate, Predigten, Manifeste. Sie deuten Koranverse, sie zitieren Autoritäten, sie bauen eine kohärente

religiöse Erzählung auf, und sei sie noch so verkürzt und verzerrt. Auf der anderen Seite stehen Imame, Religionsgelehrte, muslimische Intellektuelle, die theologisch oft viel zu sagen hätten, sich aber aus Angst, aus politischer Vorsicht oder aus apologetischer Bequemlichkeit auf die Distanzierungsformel zurückziehen. Wer junge Muslime fragen will, warum sie sich von extremistischen Angeboten angezogen fühlen, sollte sich diese Asymmetrie ansehen: Die einen liefern eine Erzählung, die anderen liefern eine Verneinung.

Auf der rechtspopulistischen Seite verläuft die Bewegung spiegelbildlich. Die etablierten Parteien, die Kirchen, große Teile der Zivilgesellschaft scheuen die inhaltliche Auseinandersetzung mit den Themen, die die AfD bespielt, mit Migration, mit kultureller Identität, mit Sicherheit, mit dem Verhältnis von Religion und Staat. Sie scheuen sie, weil sie befürchten, durch das bloße Aufgreifen dieser Themen der AfD zuzuarbeiten. Die Konsequenz ist jedoch das Gegenteil: Indem sie die Themen meiden, überlassen sie deren Definition jener Partei, die sie eigentlich bekämpfen wollen. Die AfD besetzt die Themen dann nicht, weil sie sie löst, sondern weil niemand sonst sie inhaltlich besetzt. Und sie nutzt sie nicht lösungsorientiert, sondern zur Stigmatisierung von Minderheiten, zur emotionalen Mobilisierung, zur Konstruktion eines Wir-gegen-die-Narrativs. So entsteht eine paradoxe Konstellation. Beide Reflexformeln: „Das hat nichts mit dem Islam zu tun“ und „Die AfD hat nichts mit dem Christentum zu tun“, führen am Ende zum gleichen Ergebnis: Sie stärken die Akteure, gegen die sie sich richten. Die Islamisten werden gestärkt, weil ihnen niemand theologisch widerspricht. Die Rechtspopulisten werden gestärkt, weil ihnen niemand inhaltlich widerspricht. Beide profitieren vom Schweigen jener, die eigentlich sprechen müssten.

Religionen haben in der gegenwärtigen Lage weit mehr beizutragen als bloße Distanzierungsgesten. Sie tragen Menschenbilder in sich,

die älter sind als jede Tagespolitik und die genau die Sprache liefern könnten, die uns abhandengekommen ist.

Was beide Religionen zu sagen hätten, wäre also kein bloßes Nein zu den Verzerrungen, sondern ein Ja zu einem Menschenbild, das den Verzerrungen widerspricht. Eine Religion, die nur noch sagt, was sie nicht ist, verliert ihre Sprache. Eine Religion, die wieder sagen lernt, was sie ist, gewinnt sie zurück."

Mouhanad Khorchide

Bibliografische Angaben:

Mouhanad Khorchide: Abgrenzung ist nicht unschuldig. In: Christ in der Gegenwart 35 (2026), S. 3–4. Der vorliegende Beitrag ist ein gekürzter Auszug aus dem aktuellen Buch von Stefan Aust und Rafael Seligmann (Hg.): Brandmauer. Wie umgehen mit der AfD?

Wann neige ich dazu, Menschen auf ihre Überzeugungen festzulegen?

Wie kann ich einer Haltung entschieden widersprechen, ohne den Menschen dahinter aus dem Blick zu verlieren?

Was kann ich von jemandem lernen, dessen Überzeugungen ich nicht teile?



Simone Pelikan

Auszug: Osnabrücker Friedensvertrag (Instrumentum Pacis Osnabrugensis, IPO) 24. Okt. 1648

Artikel II

„Beide Seiten gewähren einander immerwährendes Vergessen und Amnestie (perpetua oblivio et amnestia) alles dessen, was seit Beginn der Kriegshandlungen an irgendeinem Ort und auf irgendeine Weise von dem einen oder anderen Teil, hüben wie drüben, in feindlicher Absicht begangen worden ist, und zwar in der Weise, daß einer dem anderen weder aus dem einen noch aus dem anderen Grund oder Vorwand künftig irgendwelche feindselige Handlungen, Streitigkeiten oder Belästigungen zufügt oder irgendwelche Hindernisse in bezug auf die Person, den Stand, die Güter oder deren Sicherheit, selbst oder durch andere, heimlichen oder öffentlich, unmittelbar oder mittelbar, unter dem Vorwand eines [ihm zustehenden] Rechtes oder mit Gewalt, innerhalb oder außerhalb des Reiches, ungeachtet irgendwelcher früheren Verträge gegenteiligen Inhaltes in den Weg legen oder dies veranlassen oder gestatten darf; vielmehr sollen alle insgesamt und einzeln auf beiden Seiten - sowohl vor dem Kriege als auch im Kriege - mit Worten, Schriften oder Taten zugefügten Beleidigungen, Gewalttaten, feindselige Handlungen, Schäden und Unkosten ohne Ansehen der Person oder Sachen in der Weise gänzlich gegeneinander aufgehoben sein, auf daß alles, was dieserhalb die eine von der anderen Partei fordern könnte, immerwährendem Vergessen anheimgegeben sei.“

Haus der Ewigkeit – Erinnern gegen das Vergessen

Wir stehen heute an einem besonderen Ort. Ein jüdischer Friedhof ist mehr als eine Begräbnisstätte. In der jüdischen Tradition wird er auch *Beit Olam* genannt – Haus der Ewigkeit. Eine andere Bezeichnung lautet *Beit Chajim* – Haus des Lebens.

Diese Namen bringen eine besondere Vorstellung zum Ausdruck: Die Verbundenheit mit den Verstorbenen endet nicht mit dem Tod. Ihre Würde bleibt bestehen, ihre Namen und Geschichten sollen nicht vergessen werden. Deshalb werden jüdische Gräber grundsätzlich auf Dauer angelegt.

Auch dieser Friedhof erzählt von jüdischem Leben in Lengerich. Seine Geschichte reicht bis ins 18. Jahrhundert zurück. Der älteste erhaltene Grabstein erinnert an Jacob Selig, der hier 1762 beigesetzt wurde.

Hier liegen Menschen begraben, die zu dieser Stadt gehörten, die hier gelebt und gearbeitet, Familien gegründet und ihre Hoffnungen und Sorgen gehabt haben.

Einer von ihnen war David Mildenberg, ein jüdischer Viehhändler aus Lengerich. Er starb 1936 und wurde hier neben seiner Tochter Meta beigesetzt, die bereits 1893 im Alter von nur neun Monaten gestorben war. Zwei Namen, zwei Lebensgeschichten, die daran erinnern, dass hinter jedem Grabstein ein unverwechselbares Menschenleben steht.

Heute ist dieser Friedhof das letzte erhaltene Zeugnis der einstigen jüdischen Gemeinde in Lengerich. Während der Novemberpogrome 1938 wurde auch dieser Friedhof geschändet. In der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft wurden hier außerdem

osteuropäische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter sowie Kinder bestattet. Eine erst vor wenigen Tagen aufgestellte Gedenktafel erinnert an zwölf Opfer nationalsozialistischer Gewaltherrschaft, die hier ihre letzte Ruhestätte fanden.

Wir stehen also an einem Ort, der von Leben erzählt, aber auch von Ausgrenzung, Gewalt und Zerstörung.

Ein November voller Erinnerung

Der November ist in besonderer Weise ein Monat des Gedenkens.

In der katholischen Tradition erinnern wir an Allerheiligen und Allerseelen an die Verstorbenen und an die Gemeinschaft der Lebenden mit denen, die vor uns gelebt haben.

Am 9. November haben wir der nationalsozialistischen Novemberpogrome von 1938 gedacht, als Synagogen brannten, jüdische Geschäfte und Wohnungen zerstört und jüdische Menschen misshandelt, verschleppt und ermordet wurden.

Und heute, am 15. November, ist Volkstrauertag. Wir erinnern an die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft.

Diese Gedenktage haben unterschiedliche Geschichten und Bedeutungen. Aber sie führen uns zu einer gemeinsamen Frage:

Was schulden wir den Toten? Und welche Verantwortung erwächst uns aus der Erinnerung für das Leben heute?

Hier am jüdischen Friedhof bekommt diese Frage eine besondere Bedeutung. Die Gräber erinnern uns daran, dass hinter den großen historischen Ereignissen immer einzelne Menschen stehen. Menschen mit Namen, Familien und Lebensgeschichten.

Menschen, deren Leben nicht auf das reduziert werden darf, was ihnen an Gewalt und Unrecht widerfahren ist.

Erinnern oder Vergessen – was braucht der Frieden?

Diese Überlegungen führen uns auch mitten in die Geschichte unserer Pilgerroute.

Am 24. Oktober 1648 wurde mit dem Westfälischen Frieden der Dreißigjährige Krieg beendet. Die Friedensverträge sollten nach Jahrzehnten der Gewalt ein neues Zusammenleben ermöglichen. Im Osnabrücker Friedensvertrag begegnet uns dafür eine bemerkenswerte Formulierung:

„Perpetua oblivio et amnestia“ – immerwährendes Vergessen und Amnestie.

Das Vergessen, von dem der Westfälische Frieden spricht, hatte einen bestimmten Zweck: Vergangene Feindseligkeiten sollten nicht immer wieder zum Anlass für Vergeltung und neue Gewalt werden. Dahinter steht eine grundlegende Frage: Wie können Menschen nach schwerem Unrecht wieder miteinander leben? Und vor allem: Müssen sie dafür vergessen, was geschehen ist?

Vielleicht müssen wir zwischen zwei Formen des Vergessens unterscheiden.

Da ist zum einen der Verzicht darauf, vergangenes Unrecht immer wieder zum Ausgangspunkt neuer Gewalt zu machen. Dieser Verzicht kann Frieden ermöglichen.

Und da ist zum anderen das Verdrängen oder Verschweigen des Unrechts, das Auslöschen von Erinnerung, das Vergessen der Opfer. Dieses Vergessen kann selbst wieder Unrecht hervorbringen.

Die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und die Geschichte der Schoah lassen sich nicht gleichsetzen. Aber die Frage nach dem Verhältnis von Erinnern, Vergessen und Frieden stellt sich immer wieder neu.

Versöhnung braucht Erinnerung

Der Kirchenhistoriker Hubert Wolf hat in seinem Buch „Die geheimen Archive des Vatikan und was sie über die Kirche verraten“ eine bemerkenswerte Antwort auf diese Frage gegeben.

Er beschäftigt sich darin mit den Schicksalen jüdischer Menschen, die während der Schoah verzweifelt beim Vatikan um Hilfe baten. Viele dieser Menschen überlebten die nationalsozialistische Verfolgung nicht. Doch ihre Briefe sind in den Archiven erhalten geblieben. Sie geben den Menschen ihre Namen, ihre Stimmen und ihre individuellen Geschichten zurück. Wolf wendet sich entschieden gegen die Vorstellung, irgendwann müsse doch endlich ein Schlussstrich unter die Vergangenheit gezogen werden. Ich zitiere Hubert Wolf:

„Zunächst zu dem entscheidenden theologischen Argument: Christen und Juden ist das Untertauchen im Strom des Vergessens schon von ihrem Glauben her verwehrt. Beide Religionen zeichnen sich durch eine Pflicht zur Erinnerung aus. Aber nicht nur die Gläubigen dürfen nicht vergessen, auch Gott vergisst nicht. Im vierten Kapitel des Buches Deuteronomium wird die göttliche und die menschliche Seite der jüdischen Erinnerungsreligion treffend auf den Punkt gebracht: «Vergesst nicht den Bund, den der Herr, Euer Gott mit euch geschlossen hat» und «Gott vergisst nicht den Bund mit deinen Vätern, den er ihnen geschworen hat». Amnesie gehört

nicht zu den Eigenschaften Adonais und nicht zu denen seiner Gläubigen.

Dann zum entscheidenden geistesgeschichtlichen Argument: Einfaches Vergessen historischer Ereignisse widerspricht den zentralen abendländischen Werten von Wahrheit und Wahrhaftigkeit, denen sich Historiker stets verpflichtet wissen sollten. Das zeigt schon ein genauer Blick auf die Begriffe Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Im Griechischen steht für beide der Terminus «aletheia». In diesem Begriff steckt, was meistens übersehen wird, «lethe», der Strom des Vergessens. Allerdings steht ein Alpha privativum als Negationspräfix davor. A-letheia meint das dezidiert nicht zu Vergessende. Aletheia, Wahrheit, ist also ein Synonym für das Nichtvergessen, für ewig im Gedächtnis behalten, für unbedingte Erinnerung.

Dieses Nichtvergessen meint eben nicht Erinnern als sich stets stupide wiederholendes Mantra. Niemand, der auf der Seite der Wahrheit steht – auch der historischen und religiösen –, der sich der Aletheia als Grundwert der abendländischen Geschichte verpflichtet weiß, kann und darf die Schoah vergessen. Zur Wahrheit gehört, sich an sie zu erinnern, sie auf gar keinen Fall aus dem Gedächtnis zu tilgen. Denn Versöhnung kann nur auf Aletheia gründen.“ (Wolf, Hubert: Die geheimen Archive des Vatikan und was sie über die Kirche verraten. München 2024, S. 28–29.)

Zurück zum Haus der Ewigkeit

Auf den Grabsteinen hier stehen Namen. Manche sind noch gut lesbar, andere kaum mehr zu erkennen. Hinter jedem Namen steht ein unverwechselbares Menschenleben.

Dass dieser Friedhof bis heute besteht, ist deshalb von besonderer Bedeutung. Er erinnert nicht nur an die Toten, sondern auch an das jüdische Leben, das es hier in Lengerich gegeben hat.

Und dass erst vor wenigen Tagen eine neue Informationstafel und eine Gedenktafel aufgestellt wurden, zeigt: Erinnerung geschieht nicht von selbst. Sie braucht Menschen, die Namen bewahren und Geschichten weitererzählen. Die Grabsteine und die neuen Gedenktafeln widersprechen dem Vergessen.

Vielleicht begegnen uns gerade hier zwei unterschiedliche Vorstellungen von Ewigkeit.

Der Westfälische Frieden sprach vom immerwährenden Vergessen, damit aus vergangenen Feindschaften nicht immer neue Gewalt entsteht.

Die jüdische Tradition nennt diesen Friedhof ein Haus der Ewigkeit, weil die Erinnerung an die Verstorbenen nicht ausgelöscht werden soll.

Vielleicht besteht darin kein Widerspruch: Frieden braucht den Verzicht auf Vergeltung, aber ebenso die Bereitschaft zur Erinnerung. Denn Unrecht nicht zu vergelten, bedeutet nicht, es zu vergessen.

Wir kommen heute mit unterschiedlichen religiösen und weltanschaulichen Überzeugungen an diesen Ort. Aber wir stehen gemeinsam vor diesen Grabsteinen. Sie fragen uns, wie wir mit der Geschichte anderer Menschen umgehen – und was wir dazu beitragen können, dass Ausgrenzung, Antisemitismus und Menschenfeindlichkeit heute keinen Platz finden.

Frieden bedeutet nicht, dass die Vergangenheit ungeschehen gemacht werden könnte. Und Versöhnung bedeutet nicht, dass wir über erlittenes Unrecht schweigen müssten.

Wir können die Vergangenheit nicht verändern. Aber wir können entscheiden, wie wir mit ihr umgehen und welche Konsequenzen wir daraus für unser gegenwärtiges Handeln ziehen.

Erinnerung bewahrt die Würde der Toten.

Verantwortung schützt die Würde der Lebenden.

Und vielleicht beginnt Frieden genau dort, wo wir beides miteinander verbinden.

Ludger Hiepel

Welche Menschen und Geschichten dürfen nicht in Vergessenheit geraten?

Was bedeutet es für mich, die Erinnerung an Unrecht wachzuhalten?

Wie können wir erinnern, ohne Feindschaft weiterzutragen?

Was braucht es, damit aus Erinnerung Versöhnung und aus Versöhnung Frieden wachsen kann?

Welche Begegnung hat heute meinen Blick verändert?

Welchen Gedanken über Frieden und Versöhnung nehme ich mit?

Welchen nächsten Friedensschritt möchte ich gehen?

Homepage zum Projekt mit Berichten und Fotos:

https://www.uni-muenster.de/Interreligioeses_Pilgern_2026-27

Nächste Etappe:

14.03.2027

Bahnhof Lengerich bis Bahnhof Kattenvenne

Länge: ca. 9 km